Der Kulshof und ſeine Schickſale.

In den alten Höfen war es Sitte, daß der Hausherr mit ſeiner Familie und dem ganzen Hausgeſinde nach dem Abendeſſen gemeinſchaftlich das Abendgebet verrichtete. Auch an jenem Abende ergriff Matthes zu gewohnter Zeit den alten Palmgarten und betete erſt die Litanei, dann den Roſenkranz vor, worauf noch eine gute Anzahl einzelner Vaterunſer zu Ehren verſchiedener Heiligen folgten, die eigentlich noch von ſeinen Eltern herrührten und bei einzelnen Notfällen dem Abendgebete waren einverleibt worden. Sein Eheweib hatte ſich diesmal anderwärts zu ſchaffen gemacht und war beim Abendgebet nicht erſchienen. Die Töchterchen waren auch auffallend faul im Antworten, ſo daß Matthes ſich bemüßigt fand, die unaufmerkſamen Dinger zum Schluſſe vor dem ganzen Geſinde zu rüffeln. Die liefen heulend zur Mutter, um den erlittenen Schimpf zu klagen; die Mutter aber fand es auch wieder ſehr unrecht, daß ihre Kinder vor den Dienſtboten waren zurechtgewieſen worden. Sonſt war nach dem Abendgebet noch ein Plauderſtündchen am Herde, oder vor der offenen Haustür, wo der Bauer die nötigen Befehle für den folgenden Tag erteilte, oder auch ſelbſt erzählte oder erzählen ließ. Die Hausfrau hatte noch immer dabei geſeſſen und den großen Familienkreis recht eigentlich vollgemacht. Diesmal aber kam ſie gar nicht zum Vorſchein; auch Matthes ward endlich mißſtimmt, erteilte kurz die nötigen Weiſungen, zündete ſich eine Pfeife an und ging ins Stübchen; das Dienſtvolk zerſtreute ſich ſchweigend. Im Stübchen legte ſich Matthes ins offene Fenſterlein und lugte in den ſtillen Abend hinaus, wie er ſonſt gern tat, wenn er Pläne machte, aber auch, wenn ihm ein Tierlein über die Leber gekrochen. Ihn begann ſeine Frau zu ärgern, nämlich mit Dingen zu behelligen, die ihm ganz unbequem waren, und die er gar gerne hätte ruhen laſſen. Er fühlte, daß er es mit einem liſtigen, verſchlagenen und hartnäckigen Gegner zu tun habe, wie auch, daß in dem bevorſtehenden Kampfe leicht ein Stück des häuslichen Friedens darauf gehen könne. Daß er aber von ſeiner Meinung abgehen ſolle, wollte ihm an dem Abend noch nicht einleuchten. Beim Schlafengehen ſetzte ihm die Frau noch einmal mit ihren Anliegen zu; aber Matthes tat, als höre er nicht, legte ſich aufs Ohr und ſchnarchte, obſchon ihn der Schlaf nicht beläſtigte. Als die Frau ſah, daß ſie nichts mit ihm ausrichten konnte, gab ſie ihm wie unverſehens einen zornigen Stoß in die Seite, brummte etwas von „groben Klötzen“ und gab ſich dann auch zur Ruhe.

Als nämlich an andern Morgen Görgen, der Knechte einer, mit der Trin hinter dem Kleekarren zum Hofe gingen, fragte Görgen: wer doch der Hausfrau in letzter Zeit die Mucken in den Kopf geſetzt; die tue ja ſo auffahrend mit dem Geſinde, und geſtern abend habe ſie es offenbar mit dem Halfen gehabt? So ſei ſie doch ſonſt nicht geweſen? Das wußte die Trin haarklein auszulegen. Sie war nämlich vor ein paar Wochen mit ihrer Hausfrau im benachbarten Städtchen geweſen, und da der Doktor, der vorher das kranke Liſchen beſucht hatte, ſie gebeten, mit Gelegenheit bei ihm im Städtchen einzuſprechen, ſo hatte die von Natur aus eitle und vorwitzige Kulsfrau nicht verfehlt, dem Doktor ein Körbchen mit Eiern und ein fettes Huhn ins Haus zu tragen, um ſich, wie ſie ſagte, den Haushalt eines ſolchen Doktors einmal anzuſehen. Bei der Gelegenheit wurde ſie zum Kaffee invitiert, und dort hatte ſie, außer der Frau des Doktors, die Frau des Apothekers und die Frau des Notars und die Frau des Einnehmers, die des Friedensrichters, und weiß nicht, welche Frauen ſonſt noch getroffen. Die Viſite ſchien ihr geſchmeichelt zu haben, obſchon ſie gerade dort der Dorn geſtochen. „Auf dem Rückwege,“ erzählte Trin weiter, „iſt ſie ganz ärgerlich geweſen über das Bettelvolk im Städtchen, daß ſo ſtolz tue, und hat in einem fort räſonniert. Die hätten nichts, hat ſie geſagt, und ſei doch alles bei ihnen ſo vornehm eingerichtet. Und wie erſt die Kinder erzogen würden! Die könnten kaum laufen, dann ſpielten ſie ſchon Klavier, lernten früh tanzen, ſeien ſo modiſch gekleidet, wodurch die Kinder beſonders ſchön ausſehen, und wüßten ſich zu drehen und zu wenden, daß es eine Art habe. Dagegen ſeien ihre Kinder wahre Holzklötze, und doch hätten ſie was anders in die Milch zu brocken, als das lumpige Volk in dem Städtchen, das froh ſei, wenn man ihm ein Dutzend Eier oder gar ein Huhn ſchenke. Dabei ſeien die Frauen geputzt geweſen, daß ſie ſich ordentlich habe ſchämen müſſen; habe ſie doch da geſeſſen wie eine Eule unter Paradiesvögeln, und ſie ſei doch die Frau vom Kulshofe, wie alle Welt wiſſe, und könne es beſſer tun, wie irgend eine von allen Frauen der Gegend. Auf dem ganzen Weg hat ſie ihren Neid und Aerger nicht verwinden können,“ fuhr das ſchwatzende Mädchen fort, „und ich glaube, jetzt will ſie ein anderes Regiment auf dem Hofe einführen, und ſollen ihre Kinder auch nach der neueſten Mode gekleidet und erzogen werden. Auf dem Weg hat ſie dabei immer von ihrem Reichtum geſprochen, was ſie ſonſt nie tat, und wie ſie noch was anders vorſtellen könne, als all das Bettelvolk in dem Städtchen. Seit der Zeit iſt ſie die alte Hausfrau auch gegen uns nicht mehr. Ich bin nur bang, es geht mit unſern guten Tagen auf dem Kulshofe zu Ende, wenn die Frau ihren Willen durchſetzt.“

„Ich denke,“ warf der Görgen ein, „der Halfen wird noch wohl ſeiner Frau Meiſter ſein; ſo lange der lebt, wird es nicht anders auf dem Kulshofe, der weiß ſchon zu kommandieren.“

„Ja, aber die Frau hat's gepackt, das iſt gewiß,“ verſetzte das Mädchen bedeutſam, als ob es von der Zähigkeit eines Haueneigenſinnes eine größere Meinung habe, als von des Mannes kräftigſtem Widerſtand, und wäre der Mann auch der Kulshalfen ſelber.

„Wenn ich dasſelbe erleben ſollte,“ meinte der Görgen, dem wohl die Ahnung von einem möglichen Wechſel in Sitte und Brauch aufſtieg, „daß hier der Hochmut anfing zu regieren, man mit dem Halfen, der Frau und den Kindern nicht mehr auf einer Bank ſitzen dürfte, und man ſich ſcheuen müßte, einander die Wahrheit zu ſagen, oder ſein Leid zu klagen; wenn ich das erleben müßte, daß ich hier nicht mehr reſpektiert würde, wo ſchon mein ſeliger Vater ſeine dreißig Jahre redlich gedient — dann möchte ich lieber in den Krieg gehen, als Knecht auf dem Kulshofe bleiben. Ja, ja, Trin, die Zeiten ſind darnach, recht hochmütig. Wenn der Hochmut mit ſeinen neuen Moden aber in die Herrſchaften hineinfährt, dann werden die Dienſtboten am erſten und meiſten darunter leiden.“

Der Kleekarren fuhr gerade zum Hoftor hinein. „Halte nur reinen Mund, Jörgen!“ flüſterte das Mädchen.

2. Die Viſite.

Das Stück kommt in Gang.

Es war wieder an einem ſchönen Sonntag Nachmittage und der Gottesdienſt war zu Ende. Der Pfarrer von Brunsdorf, in deſſen Pfarre der Kulshof liegt, ſpazierte über das Feld daher, nachdenklich und trüb, als wenn ihn irgend ein Gemeindeunglück drücke, wie denn rechtſchaffene Pfarrer jede Not der Gemeinde wie der einzelnen Pfarrkinder als die ihrige anſehen; ſind ſie ja von Gott geſetzte Hirten und Väter ihrer Anvertrauten. Die Trauer könnte bei unſerm Pfarrer verwunderlich erſcheinen, da eben kein Bandunglück eingetroffen, auch die Ernte gut geraten war, und das Völkchen im Dorfe ſich mit ein wenig Liebe, Ernſt und Freundlichkeit noch wohl regieren ließ. Indeſſen dem Pfarrer war's nun einmal nicht fröhlich zu Mut, das ſtand ihm in den feinen, aber offenen Zügen deutlich geſchrieben. Es ſchien, als wolle er nach dem alten Helmes gehen, der in einſamem Häuschen am äußerſten Ende des Pfarrbezirkes krank darniederlag: aber ob er das auch ſelbſt im Sinne hatte, er bog doch ſeitwärts und ging nach einer andern Richtung, und wieder ſchlug er einen Seitenpfad ein und, hatte er es anfangs gewollt, oder war's ihm auf dem Wege erſt zu Sinn gekommen, bald befand er ſich auf dem Wege nach dem Kulshofe und ſchon nicht mehr weit von den Gartenhecken. War es doch gerade der Kulshof, der ihm ſchwere Sorgen und ſogar Schmerz machte. Niemals hatten die Gutsleute vom Kulshofe beim nachmittägigen Gottesdienſte gefehlt; aber in jüngſter Zeit war bald der eine, bald der andere Teil ausgeblieben, ſeit ein paar Wochen waren ſelbſt vom Geſinde wenige erſchienen. Dabei waren in jüngſter Zeit die Kinder ſo auffallend gekleidet, wurden offenbar unfromm in ihrem Betragen, ſelbſt die Hoffrau kam mit modiſchen Kleidern heran — das ganze Dorf ſprach davon. Mit dem Pfarrer hatte ſeit dieſer Zeit jeder Verkehr völlig geruht. Dagegen hatte derſelbe von allerlei vornehmen Beſuchen gehört, welche im Städtchen gemacht und bereits auf dem Hofe waren erwidert worden. Am wenigſten konnte der Pfarrer den Matthes begreifen, von dem er ſich dies Ausweichen aus der alten Ordnung am ſchwerſten verſehen hatte. Der beſorgte Hirt ahnte Unglück für den Kulshof und ſchlechtes Beiſpiel für die Gemeinde, und dieſer Kummer hatte ihn halb mit, halb wider Willen in die Nähe des Kulshofes geführt. Gern hätte er in der Tat den Grund der häuslichen Umwandlung daſelbſt gewußt, ob vielleicht ein gutes, ernſtes Wort noch einen guten Ort finden möge. Nicht ohne einigen Schrecken erblickte der Pfarrer indes, als er eben die Gartenhecke erreicht hatte, einen Haufen ſchön geputzter Kinder vor dem Hoftor im Spiel begriffen, unter denen ſich die Kinder des Kulshofes bereits als gute Bekannte befanden. Man ſah ihnen bereits die Vertraulichkeit an, mit der ſie ſich ihre verſchiedenen Spiele lehrten. Wenn auch Kleid und Lebensform noch ſehr von einander verſchieden waren, gingen die Herzen doch ſchon auf denſelben Wegen, und wo die Herzen zuſammen gehen, da folgt alles andere hintendrein. Der Pfarrer wollte ſtehen bleiben und ſich das Treiben der Kinder eine Weile betrachten, als die Hofkinder ihn gewahrten und nun ihre Aufmerkſamkeit auf ihn richteten. Während der Pfarrer auf die Kinder zuſchritt, ſieht er die Bäuerin von mehreren Damen gefolgt, eben durch den Garten gehen, wie ſie mit bäuerlichem Stolze bald auf dies, bald auf jenes zeigte, was ſie alles im Ueberfluß beſäße. Auch ſie erblickte nun den Pfarrer, und, wie unangenehm der Beſuch auch war, und wie wenig ſie das gegen ihre Umgebung verhehlte, ſo konnte ſie doch nicht umhin, den bereits nahen Pfarrherrn zu begrüßen und aufs freundlichſte einzuladen, doch eben auf dem Hofe einzuſprechen. Siehſt du, lieber Leſer, ſobald der Hochmut in die Leute fährt, werden ſie heuchleriſch und falſch. Die Hoffrau hätte in dem Augenblicke den Kuhhirten viel lieber geſehen, als den Pfarrer; indeß tat ſie doch ſogar mehr wie ſonſt, als ob ihr bei ſeinem Erſcheinen ein abſonderliches Glück begegnet wäre, und mit einer, den Damen plump nachgemachten Höflichkeit, putzte ſie ihre Einladung aus. Zwar ſtand ihr das Komplimentenmachen noch ſehr hölzern an, und kicherten die Damen nicht wenig über ihr Gebahren, indeſſen wird ſich das alles mit der Zeit ſchon geben. Der Hochmut hat ſcharfe Sinne und iſt in ſeiner Art ein ſehr gelehriger Schüler. Ich möchte den Kulshof darauf verwetten, wenn er mein gehörte, bevor ein Jahr vergangen, verſteht die Frau vom Kulshofe einen ſo fein und glatt anzulügen, wie es dieſe ſtädtiſchen Damen nur immer mögen.

* * *

Güldene Brockenſammlung.

„Wonnig iſts, in Frühlingstagen — Nach dem Wanderſtab zu greifen — Und, den Blumenſtrauß am Hute — Gottes Garten zu durchſchweifen“ — Aber auch, in Herbſtestagen — Einſt, als wir noch junge Knaben — Uns an friſchen Apfeltorten — Froh in Selikum zu laben — Denn am St. Korneliusfeſte — Mit nach Selikum zu gehen — Wer hätt denn als junges Bürſchchen — Größre Freude wohl geſehen — Sechzig Jahre ſind verfloſſen — Und noch ſehen wir uns dorten — Sechzig Jahre, und wir meinen — Heut noch ſchmeckten wir die Torten — Doch da ſehen wir im Blättchen — Daß aus Selikums Gefilden — Hundert Mark in Neuß ſich melden — Unſre Sammlung zu vergülden — Wie vor Zeiten leckre Torten — Uns in Selikum wollten ſchmecken — Heut von dort die hundert Marken — Freud in unſerm Herzen wecken — Auf Korneliustag geboren — Enge drum mit ihm verbunden — Wollt der Heilge mit der Gabe — Wohl uns ſeine Freud bekunden — Daß, weil wir in jungen Tagen — Einſt als Kind zu ihm gekommen — Hab er ſich, wo alt wir wurden — Unſrer Sammlung angenommen — St. Kornelius, ſchütz den Geber — Nun auch durch ſein ganzes Leben — Bitt, daß Gott für alles Gute — Reichen Lohn ihm wolle geben.

Kloſter Marienberg.

Ungenannt von Neuß 42 Mark für zwei Heidenkinder Thereſe und Kathrinchen und 53 Mark. — Ungenannt von Neuß 2 Paar Ohrringe. — Ungenannt von Neuß 21 Mark für ein Heidenkind Hubert, 29 Mark und 1 Paar Ohrringe. — Ungenannt von Neuß ein ſilbernes Fünfmarkſtück. — Ungenannt von Aldenhoven 1 goldenes Kreuzchen. — Ungenannt von Neuß 5 Mark. — Ungenannt von Neuß 5 Ohrringe, 2 Broſchen, mehrere Ringe und Kreuzchen und 1 Mark in Silber — Ungenannt von Neuß 6 Ohrringe und einige Kleinigkeiten. — Ungenannt von Neuß mehrere Kleinigkeiten und 1 Mark. — Ungenannt aus der Neußer Umgegend ein ſilbernes Ehrenzeichen von einem Bahnbeamten. — Ungenannt von Neuß 2 Paar Ohrringe, 2 Broſchen, 1 ſilberne Kette, 1 Mark. Aus Selikum 100 Mark.

Druck und Verlag der Geſellſchaft für Buchdruckerei in Neuß.

(Autorisé par la censure de la 4^te^ zône.)

St. Quirinus-Blatt

Wochenſchrift zur religiöſen Belehrung und Erbauung

Beilage zur Neuß-Grevenbroicher Zeitung.

Redigiert von P. Höveler, Rektor, Junkersdorf bei Cöln.

R. BREND'AMOUR & Co

Nr. 23. Sonntag, 8. Juni. 1919.

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, 8. Juni: Pfingſtfeſt.
Montag, 9. Juni: Pfingſtmontag.
Dienstag, 10. Juni: Maurinus.
Mitwoch, 11. Juni: Barnabas.
Donnerstag, 12. Juni: Baſilides.
Freitag, 13. Juni: Anton.
Samstag, 14. Juni: Baſilius.

Sonntagsleſung.

Sterblicher, denk ans Sterben!

Schnell und ſchneller, als du es glaubſt, wird es mit dir hienieden geſchehen ſein. Darum ſei nicht mir dir zufrieden, bis du ein anderer Menſch geworden biſt. Denn ſieh, heute noch iſt der Menſch, und morgen iſt er nicht mehr. Und iſt er einmal aus den Augen der Welt, ſo iſt er auch ſchnell aus ihrem Andenken dahin.

Selig, wer die Stunde des Todes immer vor Augen hat und darum täglich zum Sterben ſich rüſtet. Wenn du einen Menſchen ſterben ſiehſt, ſo ſprich zu dir: Dieſen Weg muß ich auch gehen. Wenn die Morgenſtunde kommt, ſo rechne darauf, daß du vielleicht die Abendſtunde nicht mehr erlebſt. Und wenn die Abendſtunde da iſt, ſo wage es nicht, dir noch die Morgenſtunde zu verſprechen.

So ſei denn immer vorbereitet und lebe ſo, daß der Tod dich nicht überraſchen kann. Wir beten ſo oft: „Vor einem unverſehenen Tode bewahre uns o Herr“, d. h. eigentlich nicht, wie wir gewöhnlich denken, laß mich nicht ohne die hl. Sakramente ſterben, ſondern vor einem unvorhergeſehenen, d. h. vor einer Todesſtunde, auf die ich mich nicht durch einen tugendhaften Lebenswandel oder wenn er nicht immer tugendhaft war, durch reuevolle und bußfertige Geſinnung mich vorbereitet habe, davor bewahre mich. Behalte dein Herz frei und in ſteter Richtung nach oben, denn hienieden iſt für dich keine bleibende Stätte. Nach dem ewigen Vaterlande ſende täglich deine Gedanken, dein Wünſchen und Hoffen.

Thomas v. Kempen I. 23.

O, wie weiſe, o, wie glücklich
Wer da lebt zu allen Stunden
Geradeſo, wie er ſich wünſchet
Daß im Tod er ſei befunden!

Vor dem erſten Pfingſtfeſte.

Als der göttliche Heiland auf dem Oelberge von ſeinen Jüngern Abſchied genommen und vor ihren Augen in den Himmel aufgefahren war, da „kehrten ſie“, wie der Evangeliſt erzählt, „mit großer Freude nach Jeruſalem zurück“. Eine merkwürdige Stimmung im Apoſtelkreiſe, ganz entgegen der, in der man ſich befindet, wenn Jemand, den man liebt, Abſchied von uns nimmt. Da herrſcht nicht Freude, ſondern Leid.

Aber man bedenke: in den Jüngern war eine Umwandlung geſchehen. Es war ihnen jetzt das Verſtändnis für das Werk ihres Meiſters aufgegangen. Nun freuten ſie ſich, daß er zum Vater hinaufgefahren, der auch ihr Vater iſt. Sie wiſſen, daß er wiederkommt. Iſt ihnen auch die Zeit verborgen, die der Vater dafür beſtimmt hat, das Unterpfand jener Ankunft des Herrn werden ſie empfangen „in nicht vielen Tagen“ durch die Herabkunft des Heiligen Geiſtes.

In ſo freudiger gehobener Stimmung, ſo zuverſichtlicher Erwartung, gehen die Apoſtel nach Jeruſalem. Niemals vor ihnen trugen ſchlichte Männer in ihrem Innern ſolche Zukunftsziele. Denn, die Welt zu erobern für Chriſtus, den Herrn, und die Menſchheit in der Kraft des hl. Geiſtes umzuſchaffen zum Reiche Gottes, dies war ihre Aufgabe.

Schon beginnt die Welt, ohne daß ſie es ahnt, den Apoſteln entgegenzueilen. Die Feſtpilger, die aus nahen und fremden Landen: wie die Apoſtelgeſchichte berichtet, aus Perſien, Medien, Meſopotamien, Judäa, Kappadozien, Pontus und Aſien, Phrygien und Pamphylien, Aegypten, Lybien und Rom, zur Pfingſtfeier nach Jeruſalem wandern, werden bald aus dem Munde der begnadigten Männer die Großtaten Gottes vernehmen und die Einladung hören zum Eintritt in das Reich Gottes.

Inzwiſchen verharren die Apoſtel im Saale zu Jeruſalem gemeinſam, zurückgezogen von der Oeffentlichkeit in frommem Sehnen und Beten. Sie bereiten ſich alſo vor auf den Empfang der Pfingſtgnade in demütigem Verlangen nach ihr und in innigem Gebete um ihre Erlangung. Das iſt eben der weiſe Ratſchluß Gottes bei Erteilung ſeiner Gnaden. Die eigene Mitwirkung, die ſittliche Tätigkeit der Menſchen ſoll da nicht fehlen, wo die göttliche Macht ihre reichſten Gaben ſpendet.

Jede Stunde des Sehnens, Harrens und Betens auf und um „die Kraft von oben“ wird eben zum demütigen Geſtändnis der eigenen Schwäche, und den Demütigen gibt Gott ſeine Gnade. Zugleich aber iſt dieſes Sehnen und Beten ein Ausdruck des Vertrauens, das um ſo größer iſt, je tiefer der Glaube an unſeren ewigen Beruf iſt und je vollſtändiger unſere Hingabe an das iſt, was Gott von uns verlangt.

Von ſolcher Sehnſucht und ſolcher Zuverſicht waren die Gebete eingegeben, welche in dieſen Tagen aus der glücklichen Gemeinde der Apoſtel und der Jünger Jeſu zu Gott emporſtiegen. Eines Sinnes verharrten ſie mit einander im Gebete, dort in jenem heiligen Saale, der Zeuge ſein wird von der hl. Pfingſtgabe, und ſie loben und preiſen Gott in dem Tempel, der, bevor er in Trümmer ſinkt, noch Zeuge ſein ſoll von der Gottesfurcht und Andacht der aufblühenden chriſtlichen Kirche.

Eine ſchöne Mahnung für uns in gegenwärtiger Zeit. Wir ſehnen uns nach Frieden und beſſeren Zeiten und beten, daß ſie bald kommen mögen. Aber ſind unſere Herzen wirklich genügend vorbereitet, ſind wir dieſer Gnaden und Gnaden Gottes auch nun würdig? Wenn man jetzt manchmal ſagen hört: „Man muß ſich ſchämen ein Deutſcher zu ſein“, dann will das meiſt nicht heißen, deswegen müßten wir uns ſchämen, weil wir eine ſo furchtbare Niederlage erlitten haben, ſondern weil ſo vielfach in hohen und niederen Kreiſen eine Geſinnung herrſcht, ein Betragen ſich kund gibt, ein Gebahren ſich breit macht, daß man ſich ſagen möchte und die Gegner gewiß es ſagen: „In dem Volke herrſcht keine Beſinnung, es iſt auf eine ſo tiefe Stufe der Sittlichkeit geſunken, daß, wenn nicht höhere Kräfte ſich ſeiner annehmen, ſein Niedergang unaufhaltſam iſt und es mit offenen Augen dem Abgrund entgegengeht.“

Erſt werden wir uns wie die Apoſtel in unſer Inneres zurückziehen und es reinigen müſſen von allem Geiſte der Habſucht, der Unſittlichkeit und des Haſſes, wieder feſt glauben an Gott, und halten an ſeine Gebote. Fangen wir dann in dieſer demütigen und dabei vertrauensvollen Geſinnung an zu beten und bleiben beharrlich, dann wird uns Gottes Hülfe auch in der größten Bedrängnis nicht fehlen: So ſchön ſagt der Apoſtel: Ihr habt nicht empfangen den Geiſt der Knechtſchaft wiederum in Furcht, ſondern ihr habt empfangen den Geiſt der Kindſchaft, in dem wir rufen: Abba, Vater.

---

n. Rh.,
erkſtätte,
A.-G. Aachen.
fnung.
dass ich
illon
äft
fohlen
en Arbeiten
-Artikel
rate
aubach
nhof-Pavillon.
ung.
beſchädigten, Ampu-
aß ich Spezialwerk-
bei Bedarf beſtens
f, Markt 22
dagiſt.
Krankenkaſſen.
ir zu konkurrenzlos
verſal“
rwendbar)
aſchinen
de
inder,
echen,
pparate
elträger,
chinen
granner.
ken, Anlaſſer
te.
ter elektr. Kraft-
en.
ren aller Fabrikate.
folger,
w. Maſchinen,
n.
enbroich.
Salzſtraße 49.
Guterh. Klappſtühlch.
zu verkaufen.
Wanſart, Weyerſtr. 18.
Paß verloren mit
ſchwarzem Beutel.
Abzugeben
Cremer, Glockh. 16.
Spitzen-Jabot verloren
von Ecke Löriksſtr., Wey-
erſtr., bis Jülicherſtr. 28
Gegen Belohnung abzg.
Frau Lieſkes,
Jülicherſtr. 28, 2. Etage.
Arme Frau verl. Portem.
mit Geld von Oberſtr. 5
Niederſtr. Bitte abzug.
Kauers, Oberſtr. 5.
Packetchen
mit weißer Schürze und
Kleinigkeiten auf dem
Wege v. Bergheimerſtr.
bis Weckhoven verloren
gegangen. Gegen Be-
lohnung abzugeben.
Faßbender,
Weinaartſtr. 14.

Das Gottvertrauen.

Beim Pſalmiſten ſteht geſchrieben: „omnis homo mendax, Kein Menſch iſt zuverläſſig.“ Wie wahr das iſt, zeigen uns ſchon die erſten Blätter der hl. Schrift. Wie ſchnell brachen unſere Stammeltern Gott die Treue! Salomon, als der Weiſeſte geprieſen, wie bald brach er Gott die Treue und fiel in die Torheit des Götzendienſtes! Auf einen von den zwölf Apoſteln war ſo wenig Verlaß, daß er um 30 Silberlinge zum Verräter an ſeinem Meiſter wurde, und der erſte aus dieſen Zwölfen, der in begeiſterter Stunde den Schwur getan: „ich will mein Leben für dich geben“, der ſchwur aus feiger Furcht noch in der nämlichen Nacht: „ich kenne den Menſchen nicht“. Und haben wir in dem eben beendeten Kriege nicht alle auf unſere Heeresmacht und ihre Führer vertraut und nun hat ſich das alles ſo ſchwach erwieſen, daß Deutſchland in Trümmern liegt. Wer hätte nicht noch vor einem Jahre die Throne für unüberwindlich ſtark gehalten, und nun ſind ſie ſämtlich umgeſtürzt und ihre Inhaber verjagt. Der Menſch kennt eben nicht den Grad ſeiner eigenen noch der anderen Menſchen Kraft und er weiß im voraus nicht, welche Proben ſeiner warten.

Es iſt nur eine einzige Kraft, die allen anderen überlegen iſt, die alle Proben zu beſtehen vermag, eine Kraft, der man nichts anhaben kann, das iſt die Allmacht Gottes. Ihm, der Himmel und Erde mit all ihren Kräften erſchaffen hat, ſind auch alle dieſe Kräfte unterworfen. Ihm, dem die Sterne gehorchen und das Meer, der aus Steinen Kinder Abrahams erwecken kann und aus den Leichenfeldern die Toten zum Leben ruft, kann nichts widerſtehen. Wie ſollten wir darum nicht auf ihn vertrauen? Ja, es gibt nur ein berechtigtes Vertrauen: das iſt das Gottvertrauen.

Aber warum haben wir denn vielfach ſo wenig Gottvertrauen? Weil wir die Dinge zu viel mit irdiſchen Maßſtäben meſſen, weil wir Trübſal, Bedrängnis, Krankheit, Leiden, die wir überall finden, für ſich betrachten und ſo ſie als Uebel anſehen, von denen wir meinen, daß Gott ſie von uns fern halten müſſe. Wir bedenken nicht, daß wir über die tägliche Erfahrung uns erheben ſollen und nicht meinen dürfen, wo Gott uns irdiſche Dinge entzieht, da hätte er ſich uns ſelbſt entzogen, da ſeien wir von ihm verlaſſen.

Das Vertrauen zu einem Menſchen, ſoweit es ein ſolches gibt, zu Vater, Mutter, zu einem treuen Freunde iſt leichter, weil ſie uns durch ihre Liebe ſichtbare Beweiſe geben, daß wir ihnen vertrauen können. Das Gottvertrauen aber fängt erſt recht an und ſeine Notwendigkeit kommt uns da erſt zum Bewußtſein, wo uns ſichtbare handgreifliche Beweiſe fehlen, daß Gott uns lieb hat.

Wie viele Mütter und Frauen ſind im Kriege gerade im Gottvertrauen wankend geworden, weil durch den Tod ihrer Söhne und Männer ihnen ein ſichtbarer Beweis der Liebe Gottes zu fehlen ſchien! Und doch iſt eigentlich das Leid die Schule des Gottvertrauens. Das war echtes Gottvertrauen, als Job in Armut, Elend und Verlaſſenheit den Glauben an Gottes heilige Vorſehung mit ſtarker Hand feſthielt.

Gottvertrauen iſt mehr als Gottergebenheit. Sich in ſein Schickſal fügen kann zuletzt auch der Fataliſt. Der auf Gott Vertrauende aber weiß, daß hinter der dunklen Wolke die Sonne ſteht, die ſchon die Ränder vergoldet und das ſchwarze Gebilde einmal in Dunſt auflöſen und vom Himmel verſcheuchen wird.

Das Gottvertrauen kann zuweilen furchtbar ſchwer werden. Das ſind die Fälle, wo man einen Grund für die Schickſalsſchläge nicht finden kann, wo Menſchen und Familien wie zum Unglück geboren ſcheinen, wo kaum ein Schickſalsſchlag vorübergegangen iſt, und ein anderer pocht ſchon wieder an die Türe, um einzutreten. Da, wo der Kummer ſo niederdrückt, daß er den Menſchengeiſt wie verſtumpft, das Gemüt bis ins innerſte erſchüttert, ſo daß der Menſch in ſeinen Nerven zerrüttet, ſolchem Wehe ohnmächtig gegenüberſteht. Hier geht die Forderung des Gottvertrauens, des Glaubens an die Liebe Gottes, ganz hinüber in das Glaubensgebiet, da wird das Gottvertrauen zum dunkelſten Glaubensgeheimnis, da verlangt es das ſchwerſte Credo. Alle Glaubensſchwierigkeiten der Wiſſenſchaft ſind nichts gegenüber der Glaubensprobe in ſolchen Prüfungen des Lebens, wie man ſie ſehen kann im Krankenhauſe, in der Irrenanſtalt, im Familienelend, vor allem, wenn es Unſchuldige trifft. Da verſagt die Einſicht. Hier hilft nur die felſenfeſte Ueberzeugung von der göttlichen Vorſehung, die zuletzt denen, die ihn lieben, alles zum Beſten gereichen läßt. Es gibt in ſolchen Fällen Leute, zumal Frauen, die ſich trotz des beſten Willens nicht zum Vertrauen auf Gott aufraffen können. Da muß man nur milde in der Beurteilung ſein, hat doch dieſe Verzweiflung ſtatt des ſündhaften, zeitweiſe nur einen pathologiſchen Charakter.

Wer rechtes Gottvertrauen hat, der ſtellt an Gott keine Anſprüche, der will ihn nicht zu ſeinem Schuldner machen. Wer da etwa ſagt und klagt: „nun habe ich monate- und jahrelang um dieſes oder jenes gebetet und es doch nicht bekommen“, der hat eine unrichtige Auffaſſung auch vom Bittgebet. Das Gebet, auch das Bittgebet, ſoll nicht in letzter Linie auf das „Los vom Leid“, ſondern „im Leid nur Kraft zu Gottergebenheit“ als eigentliches Ziel gehen. „Sein Wille der meine, was er auch beſchließe“ das iſt das Weſen des echten Bittgebetes.

Man muß nicht vergeſſen, daß der göttliche Heiland geſagt: „Was nützt es dem Menſchen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber Schaden leidet an ſeiner Seele“. Alſo beziehen ſich Gottes Verheißungen nicht in erſter Linie auf dieſes zeitliche Leben mit allem, was zu ſeinen wirklichen oder vermeintlichen Bedürfniſſen gehört, ſondern auf unſere Seele und auf das, was ewigen Wert hat. Dieſer Beſitz aber wird durch Entziehung der ſichtbaren Güter nicht gefährdet, ſondern eher geſichert.

Wenn der göttliche Heiland von den Reichen ſagt, „es ſei für ſie ſchwer, ins Himmelreich einzugehen“, dann meint er das deswegen, weil viel Beſitz, wie ja ſo oft die Erfahrung lehrt, die Menſchen Gott entfremde. Und wenn der arme, hungrige, mit Geſchwüren bedeckte Lazarus von den Engeln in den Schoß Abrahams getragen wird, ſo iſt das ein Zeichen, wer die Welt und ihre Genüſſe und Güter mit Ruhe entbehren und Leid mit Geduld ertragen kann, der darf ſicher ſein, daß Gott ſein eigen iſt.

Das Gottvertrauen iſt der Seele Wunderkraft. Wenn uns alles täuſcht, alles Glück uns in Trümmer ſinkt, die Liebſten von unſerer Seite geriſſen werden, wir wiſſen: guter, großer Gott, wir haben dich, auch wenn wir kein äußeres Zeichen deiner Liebe erfahren. Wir wiſſen, daß du biſt und um uns weißt, da wagt ſich keine Klage in uns herauf. Das Gottvertrauen iſt unſer lichter Tag in allen Finſterniſſen, unſer Licht in tiefſter Mitternacht: „Wenn ich wandle mitten im Todesſchatten, ſo fürchte ich nichts übles, wenn du, o Gott nur bei mir biſt“.

Klerus, Krieg und Umſturz.

Neulich ging ich an einem Nachmittag durch den Kölner Stadtwald, um in einem Lindenthaler Hoſpital eine Kranke zu beſuchen. Eine Anzahl Leute war damit beſchäftigt, über proviſoriſch gelegte Schienen einen Wagen mit Erde an eine andere Stelle zu bringen. Als ſie mich ſahen, meinte einer von ihnen: „Den — er meinte mich — könnten wir auch wohl mit anſpannen, der hat vier Jahre Krieg gepredigt“. In dem letzten Punkte hatte er nun vollſtändig unrecht, denn erſtens hatte ich in den vier Jahren nicht ein einziges Mal gepredigt, und zweitens, wenn ich gepredigt hätte, hätte ich ſicher nicht Krieg gepredigt.

Aber ſo iſt es heute in der Welt. Die Arbeiter ſahen, daß ich ein Geiſtlicher war und darum mußte ich für meinen Teil mit Schuld am Kriege und den ihnen gefolgten traurigen Verhältniſſen ſein.

Als ich nach Hauſe kam, fand ich auf dem Schreibtiſch „Die Stimmen der Zeit“ und in ihnen unter obiger Ueberſchrift einen Aufſatz von P. Lippert, dem ich auszugsweiſe folgende Gedanken entnehme.

Der göttliche Heiland hat die Menſchen nicht zufrieden ſtellen können, wie ſollten wir Prieſter es nun allen recht machen? Wir Prieſter ſind mitten in das ewig veränderliche Lebensmeer geſtellt. Gott der Herr hat uns, auch den gewöhnlichen Prieſter, ohne unſer Verdienſt durch ſein Wort: „Gehet hin in alle Welt, lehret alle Völker und lehret ſie alles halten, was ich euch befohlen habe“ teilnehmen laſſen und bekleidet mit einer Autorität, wie ſie in der Größe und der Tragweite keinem anderen Menſchen zukommt.

Sobald darum revolutionäre Bewegungen ſich gegen die von Gott geſetzten Autoritäten im Staate und in der menſchlichen Geſellſchaft überhaupt erheben, ſtellt man ſich auch dem Klerus feindlich gegenüber; der Kampf gegen die Throne geht auch gegen die Altäre. In ſolchen Tagen iſt der Prieſter immer der Stein des Anſtoßes, das Wahrzeichen des Widerſpruchs.

Ob ein Volk von ſtürmiſcher Begeiſterung, wie in den erſten Kriegstagen, ſich hinreißen läßt, oder von faſſungsloſer Verzweiflung, wie bei einer ungeahnten Niederlage, ergriffen wird, ob die verführte Menge in wildem Ingrimm alles zerſtört und von ihren Inſtinkten geleitet, jede Sitte und jedes Recht mit Füßen tritt, immer kehrt ſich früher oder ſpäter der Zorn gegen die Prieſterſchaft.

Das iſt auch erklärlich. In ſolchen Zeiten wird eben alles in Parteien auseinandergeriſſen, der Prieſter aber muß über den Parteien, über den politiſchen Strömungen, über den Launen des Tages ſtehen. Er muß die erhabenen Grundſätze der Bergpredigt und des Evangeliums aufrecht halten. Dafür aber haben revolutionäre Zeiten kein Verſtändnis.

Im Kriege konnte der Klerus nicht patriotiſch genug ſein und nicht begeiſtert genug für Zeichnung der Kriegsanleihen auffordern. Wer hätte das auch nicht von ihm erwartet? Wo eine Menge Freiwilliger ſogar zu den Waffen eilte und Vater und Söhne für das Vaterland ihr Leben hinzugeben bereit waren, wie hätte da der Klerus zurückhaltend ſein können und nicht an ſeiner Stelle mit dazu beitragen müſſen, durch Zeichnung der Kriegsanleihen die nötigen Mittel aufzubringen?

Jetzt aber, wo die Tage der Niederlage da ſind, und die bitteren Enttäuſchungen kommen, da ſind es die Prieſter wieder,

gegen die der Zorn der enttäuſchten Maſſen aufmurrt. Warum heißt es, haben unſere Geiſtlichen nicht von Anfang an gegen den Krieg geeifert und gepredigt? Allerdings, hätten die Geiſtlichen das damals getan, dann würden dieſelben Leute, die jetzt ſo reden, über ſie hergefallen ſein und geſagt haben: „Haben wirs nicht immer geſagt, da ſeht ihr die Ultramontanen, die Vaterlandsloſen, denen liegt an Deutſchland nichts gelegen.“

In den erſten Kriegsjahren waren die Frauen und Mütter oft unempfänglich für ein prieſterliches Troſtwort, weil ſie nicht begriffen, wie Gott das Unglück habe zulaſſen können, daß ihr Mann oder Sohn gefallen. Für dieſe trübe Stimmung hat ein vernünftiger Prieſter immer Verſtändnis gehabt und in ſolcher Unempfänglichkeit des Gemütes für religiöſe Momente nicht einen wirklichen Mangel an Glaube und Gottesliebe gefunden. Jetzt aber werden die Prieſter bei einem ſolchen Troſtverſuch von vielen Männern verhöhnt, weil ſie, ſo ſagen dieſe, im Solde derjenigen geſtanden hätten, die uns zur Schlachtbank führten, die auf unſere Koſten und mit unſerem Blute immer durchhalten wollten.

Nun iſt die Revolution gekommen. Eine beiſpielloſe Erregung und Entzweiung reißen unſer Volk auseinander. Und zwiſchen den Parteien ſteht wieder der Prieſter, und es wird an ihm gezerrt, als ſolle er in Stücke zerriſſen werden. Wenn er dem furchtbaren Klaſſenhaß, der Zerſtörung alles Beſtehenden, der Trennung von Kirche und Staat entgegentritt, gilt er als Volksfeind, als derjenige, der nicht des Volkes Bildung und Fortſchritt, ſondern nur ſein eigenes Intereſſe und das der bis jetzt bevorrechteten Klaſſe verteidige. Sein Eintreten für, wie er ſage, die religiöſen Ideale, ſei nichts anderes, als klerikale Herrſchſucht. Und wenn der Prieſter auf der anderen Seite nicht mit ganzer Kraft für eine verſinkende Welt eintritt, auch in den revolutionären Bewegungen nicht alles als pechſchwarz anſieht, und die neue Ordnung vom gerechten und unparteiiſchen Standpunkt des Glaubens aus zu würdigen ſucht, wird ihm vorgeworfen, er buhle um die Gunſt der neuen Machthaber, wende das Mäntelchen nach dem Winde, und ſuche ſich lieb Kind zu machen bei der neuen Regierung, damit ihm und ſeiner Stellung kein Leid geſchehe.

Was ſoll da der Prieſter tun? Vor allem muß er beten, durch Gebet und Selbſtverleugnung ſich ſelber heiligen, damit er mit dem göttlichen Heiland ſagen kann: „Ich heilige mich für ſie.“ Dann muß er unverzagt ſeinen Blick gerichtet halten auf die Wahrheit und in allem ſeinem Gewiſſen treu bleiben. Er darf weder für ſich noch für andere auch nur in einem Pünktchen abweichen von den Grundſätzen des Evangeliums. Er muß, wo alles in Fieberhitze iſt, ſein Temperament zu zügeln wiſſen, nicht dem Haſſe und dem Zorne, ſondern überall der Liebe Raum geben, und wo es gegenwärtige Uebelſtände zu beſprechen gilt, nicht die Perſonen angreifen, ſondern die Sache vom chriſtkatholiſchen Standpunkte beleuchten und in ihrer Verkehrtheit, in ihrer Gefahr und in ihren traurigen Folgen darlegen. Er bekämpfe nicht Perſonen, ſondern falſche Lehrſätze und Grundſätze.

Der Prieſter wird in dieſer Zeit die Erfahrung machen, daß auf einmal in Leuten ihm Gegner entſtanden ſind, die bisher ſeine Freunde und Anhänger waren. Auch da werde er nicht bitter, nicht lieblos. Selbſt ſeine geſchworenen Feinde dürfen nicht verächtlich, ungerecht oder beleidigend angerührt werden. Spott und Liebloſigkeit dürfen nie die Waffen des Prieſters ſein. Der Geiſt des guten Hirten, prieſterliche Milde, warmherziges Verſtehen, reiner, unbefleckter Wandel und vor allem ſelbſtloſes Wirken müſſen des Prieſters Waffen ſein.

Die Gläubigen ihrerſeits müſſen aber auch ihren Prieſter ſchützen, nicht einſtimmen in liebloſe Kritik, nicht auf der Elektriſchen und in der Eiſenbahn Schwächen und Fehler, die wir alle haben, zum Gegenſtand des Geſpräches machen, ſie aufbauſchen, vergrößern und dann an die große Glocke und die Fehler eines einzelnen Geiſtlichen dem ganzen Prieſterſtande anhängen. Denn wenn ſie die Autorität ihrer Geiſtlichen untergraben, dann untergraben ſie zugleich mit die Religion und den Glauben. Leider iſt das ja bei vielen, die ſolche Reden gegen die Geiſtlichen führen, der eigentliche Zweck. Sie wollen die Religion treffen, indem ſie deren Diener verkleinern und herabſetzen.

Wie weit beſſer wäre es, daß man, anſtatt uns zu loben oder zu tadeln, für uns betete, daß wir als ſchwache Menſchen auf dem rechten Wege bleiben und uns in allem als die wahren Jünger und Nachfolger Jeſu Chriſti beweiſen.

Das Panorama von Köln im Lichte des Pfingſtfeſtes.

Wir mußten zur Stadt. Gelegenheit mit der Elektriſchen zu fahren iſt jede halbe Stunde gegeben und dabei die Halteſtelle vor der Tür. Aber der Sonnenſchein lachte vom Himmel. Wie ſollten wir da nicht lieber zu Fuß gehen, zumal, da die Kaſtanienallee mit ihren großen ſich von rechts und links aneinanderſchließenden Baumkronen bis Müngersdorf ein ſchattiges Laubdach bildet. Korn und Weizen ſtanden zur Rechten und Linken auf großen Aeckern in üppiger Fülle und trillernder Lerchengeſang tönte in hohen Lüften. Doch heute feſſelt uns mehr das aus der Ferne auftauchende Bild von Köln und legt uns Gedanken nahe.

Wir haben viele Städte geſehen, Rom, Venedig, Florenz, Mailand, Neapel, Luzern. Sie alle werden bewundert, ſei es wegen ihrer Lage am Meere oder am See, wegen ihrer prächtigen Bauten und ihrer herrlichen Umgebung. Aber welches von all dieſen genannten Städten kommt dem Panorama von Köln gleich? Und was macht dieſes Panorama ſo einzig ſchön? Sind es nicht zumeiſt, ja faſt ausſchließlich ſeine Kirchen, St. Gereon, St. Urſula, St. Kunibert, der Dom, St. Martin, und im Vordergrunde St. Michael, St. Apoſteln, St. Mauritius und der hohe Turm der Herz Jeſu-Kirche? Ein ganzer Wald von Türmen und Türmchen, Kuppeln und Kappen, Spitzen und Kreuzblumen, Pyramiden und Campanilen, die in denkbar maleriſcher Gruppierung ſich aus dem Häuſermeer erheben. Und was ſpricht aus all dieſen chriſtlichen Kunſtdenkmälern alter und neuer Zeit? Iſt es nicht der Odem des hl. Geiſtes, der um dieſe Türme weht? Heben dieſe Spitzen ſich nicht deswegen hoch zum Himmel empor, weil der hl. Geiſt in den Herzen derer, die dieſe Kirchen gebaut und beſuchten und heute noch bauen und beſuchen, den Glauben angefacht und damit die Liebe zu himmliſchen Dingen entzündet hat! Was iſt eine jede dieſer prächtigen Kirchen anders, als ein herrlicher Antiphon, ein begeiſterter Hymnus in Stein auf die Geheimniſſe der Erlöſung, von denen der Glaube, die Hoffnung und die Liebe der Chriſten ſich nährt?

Von einer alten nordiſchen Stadt Vineta wird erzählt, ſie ſei plötzlich ins Meer geſunken und für immer verſchwunden, aber noch manchmal hörten die vorüberfahrenden Schiffer auf dem Grunde die Glocken läuten. Man denke ſich heute einmal alle Türme und Kirchen in Köln niedergeriſſen, was wäre dann noch dieſe ſchöne Stadt? Ein Kranz von ſteinernen Häuſern, aus denen man die Juwelen herausgebrochen. Und wenn eine ungläubige Generation, was Gott verhüten wolle, den Glocken, die jetzt in mächtigen Akkorden bei Freud und Leid über die Plätze und Straßen hallen, könnte den Mund verſchließen, wäre dann nicht alle Poeſie verſchwunden und die „Krone boven allen Städten“ zum Friedhof geworden?

„Der hl. Geiſt“, ſagt der Apoſtel, „betet in uns mit unausſprechlichen Seufzern“. Nun denke man ſich den hl. Geiſt und damit den Glauben und das Gebet aus den Herzen der Kölner und ihren Familien vertrieben, wäre es nicht auch in den Häuſern ſo kalt, ſo öde, ſo gewöhnlich, ſo niedrig und proſaiſch, als wie die Stadt ſelbſt ohne den Dom und die Kirchen? Doch welche Freude, daß heute am Pfingſtfeſte noch hunderttauſende die Hallen dieſer unſerer Kirchen füllen und darin beten und Gott den Allerhöchſten preiſen! So froh ſingt die Kirche heute in der hl. Meſſe:

„Der Geiſt des Herrn erfüllt den Erdkreis“ und dann vor dem Evangelium den ſchönen Allelujavers: „Sende aus deinen Geiſt und alle Dinge werden neu erſchaffen werden und du erneuerſt das Angeſicht der Erde. Komm hl. Geiſt, erfülle die Herzen deiner Gläubigen und entzünde in ihnen das Feuer deiner Liebe.“

Wie ſchön ſehen wir dieſe letzte Bitte hier gleich vor uns erfüllt. Wir haben eben das Dorf Braunsfeld hinter uns. Gleich zur Rechten präſentiert ſich das Dominikanerinnenkloſter an der Aachener-, das Kloſter vom guten Hirten an der Kloſter-, weiter über die immer wieder zum Gebete läutenden Glöcklein des Karmeliterinnenkloſters auf der Dürener-, das Krankenhaus der Alexianer auf der Bachemer- und zur Linken in Ehrenfeld das Kloſter vom armen Kinde an der Geißelſtraße. Sind es nicht alles Stätten, wo die vom hl. Geiſt entzündete und in der durch ihn in die Herzen ausgegoſſenen Gottesliebe wurzelnde und belebte Nächſtenliebe in den verſchiedenſten Formen waltet und zum Wohle der Mitmenſchen ſelbſtlos und opferfreudig ſich müht? Wahrlich, alles ein Gegenſtand hoher, heiliger Freude!

Man nennt in Italien vielfach das Pfingſtfeſt „Pasqua rosate“ Das Roſenfeſt, weil es Brauch war, an dieſem Tage rote Roſen als Sinnbild der Liebe von den Decken der Kirche herabzuwerfen. Sind nicht dieſe Kloſterſtätten auch vom Himmel herabgefallene Roſen, nicht bloß die Liebe zu verſinnbilden, ſondern ſie wirklich zu üben und mit ihrem Dufte die liebearme Welt zu erquicken?

Wie ſchön biſt du, o Kirche Gottes, heute an dem Feſte deiner Geburt! Wie waltete doch der hl. Geiſt in dir mit ſeiner Kraft durch die Jahrhunderte bis auf dieſe Stunde! Möge doch keiner von uns dir untreu werden und der Gnade des hl. Geiſtes in ſeinem Innern widerſtreben!

Wir dachten bei dieſem Gange: Sieh, ähnliche Gedanken würden dir kommen, wenn du jetzt von deinem Elternhauſe der Stadt Neuß zuſchritteſt. Hat nicht auch Neuß, wenn man von Südweſten ſich ihm nähert, ein einzig ſchönes Panorama? Das herrliche Münſter, die Marien-, die Dreikönigenkirche, dann zur Linken das Kranken-, Camillus- und Notburghaus, zur Rechten die zwei großen Anſtalten für weibliche und männliche Irren, das Gütchen und das Kloſter der Alexianer, die alle von Werken chriſtlicher Liebe in den verſchiedenſten Formen erzählen.